Zeitschrift: Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art

Herausgeber: Visarte Schweiz

Band: - (1953)

Heft: 3

Artikel: Ansprache Ernst Morgenthalers : zur Eröffnung der Ausstellung Leonhard Meisser im Kunsthaus Chur

Autor: Morgenthaler, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-623646

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ansprache Ernst Morgenthalers

zur Eröffnung der Ausstellung Leonhard Meisser im Kunsthaus Chur

... Seit dem Tode Ferdinand Hodlers sind schon 35 Jahre verflossen. Nur die älteren Jahrgänge unter Ihnen wissen vielleicht noch, wie zu Hodlers Zeiten Ausstellungen schweizerischer Kunst ausgesehen haben. Ich erinnere mich etwa im Jahre 1916 in München eine repräsentative Schweizer Ausstellung begegnet zu haben. Wäre ich Museumsdirektor, ich würde einmal an Hand von Katalogen eine solche Ausstellung rekonstruieren. Aber die Rahmen müßten dieselben sein. Alles war uniform mit groben weißen Latten umschlagen. Es wäre ebenso interessant wie instruktiv, zu sehen, wie Geschmack und Wertung im Ablauf weniger Jahrzehnte sich wandelten. Der Aspekt hatte etwas Draufgängerisches, Unbekümmertes, über allem war der Stempel einer großen Persönlichkeit fühlbar und man posaunte große Worte von der Renaissance einer Schweizer Malerei, deren Exponenten neben dem großen Hodler, Cuno Amiet, Giovanni Giacometti und Max Buri waren. Trotzdem ich selber spät zu malen anfing, habe ich jene fast schon historischen Gestalten mehr oder weniger gekannt, am meisten natürlich Amiet, dessen Schüler ich eine Zeitlang war. Aber unvergeßlich ist mir ein Besuch bei Hodler in seinem Atelier in Genf. Ich sehe noch die großen blauen Frauenfiguren, die er, aus Packpapier ausgeschnitten, mit Stecknadeln auf einer riesenhaften Leinwand befestigt hatte. Diese Figuren konnte er beliebig verschieben, um auf diese praktische Weise eine präzise mise-en-page zu finden. Ich sehe noch die klugen hellen Augen auf mich gerichtet und höre seine einfachen und natürlichen Antworten auf manches, was ich wissen wollte. Das «anch'io sono pittore» freilich ist mir vor Respekt im Halse steckengeblieben.

Als Hodler starb, war es aus mit der «Unanimité» jener Maler. Hodler war die letzte große Figur, zu der alle verehrungsvoll aufblickten. Aber es ist doch wohl kein Zufall, daß seine Jünger und Nachläufer, die einmal zahlreich waren, längst im Orkus der Vergessenheit verschwunden sind. Hodler war eben, etwa wie Segantini, ein Einzelgänger, nicht dem Strom der Tradition verbunden, wie seine großen Zeitgenossen in Frankreich. Kein Wunder deshalb, daß die jungen Maler der folgenden Generation fast allesamt nach Paris zogen.

Dort war es denn auch, wo ich Leonhard Meisser zum ersten Male begegnete. Ich schaute dem Mann ins Gesicht und überlegte: Wo haben wir uns denn schon gesehen? Ein solches Profil vergißt man doch nicht. Aber es stellte sich bald heraus, daß ich die ausgezeichnete Porträtbüste des Bildhauers Otto Bänninger im Kopfe hatte.

Manchem ist Paris zum Verhängnis geworden, wie der Mücke das Licht. Doch Leonhard Meisser stammt aus einem alten Walser-Geschlecht, dessen Wurzeln tief in den heimatlichen Boden greifen; er mochte sich getrost allen Winden aussetzen, sie fegten nur weg von ihm, was nicht tief verankert war, so daß das Wertvolle, das ihm Herkunft und Heimat bedeuten, befreit von Enge und Vorurteil, nur reiner zum Ausdruck kam.

Ich weiß noch genau, welchen Eindruck ich hatte, als ich zum ersten Male Bilder von Meisser sah. Schau, da dichtet einer in Bildern, sagte ich mir, betroffen von der poetischen Haltung seiner schönen Landschaften. Der Eindruck hat sich gehalten durch zwanzig Jahre hindurch bis zum heutigen Tag. Meisser darf stolz sein auf den Weg, den er, unbeirrt seinem Kompaß folgend, zurückgelegt hat. Nun, da er 50 Jahre alt geworden ist, hält er an, einem Wanderer gleich, der zurückblickt, und sein Leben erscheint ihm wie eine Landschaft, in der das Dunkle und das Helle sich verbinden und ihm heute wohl gleicherweise als notwendig vorkommen.

Ruh' Dich ein bißchen aus, lieber Freund, und sammle neue Kräfte. Als älterer Kollege darf ich Dir nicht verschweigen, daß Du sie brauchen wirst und daß einem das Malen im Aelterwerden nicht leichter von der Hand geht. Die Unbekümmertheit der Jugend ist dahin, an ihre Stelle sind Erfahrungen getreten, die einen kritischer und anspruchsvoller werden lassen. Und wenn Du gar fortfährst, Dir selber treu zu bleiben, — was wir alle hoffen, — weiterhin ein Poet in Farben bleibst, so wird's Dir bald — zähl darauf — an hämischen Vorhalten nicht fehlen. Man wird Dir vorrechnen, Du stehest mit Deiner Kunst außerhalb Deiner Zeit und nichts hätte in Deinem Werke Niederschlag gefunden davon. Und vielleicht begegnet Dir derselbe Kunstrichter, der mir im letzten Herbst vorhielt, auch ich hätte schon lange keine Fortschritte gemacht. So möchten sie uns am liebsten an die Meßlatte hinstellen, mit der man das Wachstum der Kinder kontrolliert, und sind unzufrieden mit uns, wenn sie nicht ausrufen können: lue, lue, wie dä Bubi g'wachse ischt!

Aber trösten wir uns. Ich glaube, wer den Mut hat, sich selber zu sein, steht genügend in seiner Zeit, ob er so malt oder anders. Wie käme es sonst, daß wir vor einem Stilleben von Chardin z. B. heute nach 300 Jahren noch, wie von etwas Lebendigem angesprochen werden. Es hat schon vielen Kriegs- und Kunstlärm überdauert.

Ich will noch etwas sagen über Leonhard Meissers Bilder, über das, was sie von allen andern unterscheidet, was sie unter allen andern als die seinen erkennbar macht. Diese poetische Note, von der wir schon gesprochen, ist das, was des Künstlers Wesen ausmacht, ob er malen würde oder nicht. Es ist das, was am Anfang steht, das was sein Schicksal ausmacht. Das Sprichwort sagt, es sei noch keiner als Meister vom Himmel gefallen. Aber solche volkstümliche Weisheiten kann man auch auf den Kopf stellen und sie verlieren nichts von ihrer Wahrheit. Wer nicht als Meister vom Himmel fällt, wird nie einer, könnte man ebenso gut sagen. Und es wäre ein leichtes, diese Wahrheit mit größten Namen aus der Kunstgeschichte zu belegen. Doch wollen wir uns nicht so weit bemühen. Schauen wir uns in der Gegenwart um: Vom 15jährigen Amiet gibt es z. B. ein Selbstporträt, vor dem man sich fragen kann: Wo hat der Junge das gelernt? Othmar Schoeck hat mit 17 Jahren Lieder komponiert, die sein ganzes blühendes Musikantentum enthalten. Und von Hermann Hesse gibt es Seiten, im Peter Camenzind z. B., diesem Hymnus auf die Wolken — und den Alkohol — die vollendete

Meisterwerke sind. Ich will damit nur sagen: Kunst kommt nicht vom Können, wie ein schulmeisterlicher Spruch wissen will. Umgekehrt wäre richtiger gesagt: Die Kunst ist von Anfang da und jeder, der sie in sich trägt, sucht das ihm — und nur ihm gemäße Können anzueignen. Deshalb denn auch jeder echte Künstler seine eigene Handschrift hat und *sein* ist die kleine Welt, die er aufrichtet und vertritt. Keiner kann alles machen, man verlange deshalb nicht von einem, was des andern Sache ist. Jeder ist nur ein Steinchen in dem großen Mosaik, das die Kunst seiner Zeit ausmacht.

Seid froh, Ihr Bündner, und dankbar, daß Ihr in Eurer Mitte einen Maler habt wie Leonhard Meisser, der trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Weltoffenheit mit Eurem Boden so innig verwachsen blieb, der diese Landschaft in so charaktervoller unverwechselbarer Weise darstellen kann und der Euch für die Poesie dieser herben Gegend immer wieder neu die Augen öffnet.

Le peintre du soleil — Vincent Van Gogh

Vincent Van Gogh: Auf der Straße nach Tarascon

Il est un lieu qui, à chaque visite, renouvelle l'émotion que je ressens à marcher sur les pas de Van Gogh. Il s'agit moins d'un culte fanatique que d'une émotion que je ne parviens pas à définir ni à surmonter. Je dois convenir que le cadre ajoute à l'enchantement qui me semble bien naître du calme prodigieux qui enveloppe le coître de Saint-Paul de Mausole à St-Remy, alors que le souvenir du grand peintre tourmenté rôde dans l'enceinte que forment de hauts murs derrière lesquels séjournent de pauvres femmes démentes.

Près des Antiques de St-Remy et de la ville ressuscitée de Glanum, Vincent Van Gogh, meurtri par la lutte qu'il menait contre le soleil, passe une année, de mai 1889 à mai 1890, à la recherche de son équilibre. Surveillé par un médecin bienveillant, heureux de se sentir en sécurité, il travaille sans répit et produit une somme d'œuvres où son génie resplendit, en même temps que se manifestent les idées que sans relâche, et au gré d'une abondante correspondance, il exposait à son frère Théo.

C'est précisément ce violent contraste entre les éclats lumineux, les mouvements frénétiques qui caractérisent ses toiles, et la douceur d'un paysage virgilien, la sérénité des vallons des Alpilles, l'équilibre parfait des vestiges romains, qui exprime ce corps à corps épuisant de l'homme et de la nature à laquelle il demande d'être délivré de son tourment. Rarement la peinture n'a mieux traduit, plastiquement la volonté de vaincre la résistance que la vie oppose à l'artiste. C'est pourquoi dans des ciels ravagés par les vents, tournent des soleils apocalyptiques. Les oliviers se tordent sur une terre que soulèvent des vagues, les cyprès sont des flammes noires, les collines sont des corps pesants luttant, eux aussi, contre ces forces obscures que Vincent projette, pour s'en délivrer, sur tout ce qui l'entoure.